

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-31914-5

Copyright © 1980 by Arthur Rubinstein

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Arthur Rubinstein, 1887–1982, hat vor allem als Chopin-Interpret Musikgeschichte gemacht. Der führende New Yorker Musikkritiker Harold C. Schonberg sagte über ihn: »Das Spiel keines anderen zeitgenössischen Pianisten strahlt soviel Kultur, soviel Fülle, klare gesunde Männlichkeit und soviel Kraft aus, wie das von Rubinstein.« Im ersten Band seiner Erinnerungen beschreibt Rubinstein die Zeit bis 1917, seinen ersten öffentlichen Auftritt als Siebenjähriger und seine Schwierigkeiten als Wunderkind, seine erste Tournee in die USA und seine Auftritte in Europa. Glänzend erzählt und gespickt voll mit Anekdoten über die musikalische Welt, die Aristokratie, die Boheme, Musiker und Musikliebhaber sind seine Erinnerungen ein Spiegel des gesellschaftlichen Lebens in Europa vor dem Ersten Weltkrieg.

»Sein unglaubliches Gedächtnis, seine brillante Art, alltägliche Episoden in pointierte Geschichten zu verwandeln, seine rückhaltlose Offenheit in der Beschreibung bedeutender Persönlichkeiten und heikler Erlebnisse – das alles macht ihn zum Erzähler par excellence. Er blättert sein leidenschaftlich bewegtes und bewegendes Leben temperamentvoll auf und macht es so bildhaft, als könnte er einen Film zurückspulen.« *Hamburger Abendblatt*

Im Fischer Taschenbuch Verlag liegt außerdem der zweite Teil der Erinnerungen von Arthur Rubinstein vor: »Mein glückliches Leben« (Bd. 5650)

Arthur Rubinstein

Erinnerungen
Die frühen Jahre

Autorisierte Übersetzung
aus dem Englischen
von Günther Danehl

Fischer Taschenbuch Verlag

57.-60. Tausend : September 1997

Ungekürzte Ausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Januar 1976

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
S. Fischer Verlags GmbH, Frankfurt am Main
Die amerikanische Originalausgabe erschien 1973
unter dem Titel ›My young years‹
bei Alfred A. Knopf Inc., New York

© 1973 by Aniela Rubinstein, Eva Rubinstein Coffin,
Alina Anna Rubinstein und John Arthur Rubinstein
Für die deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1973
Textredaktion: Claudia Merle-Rychner
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-596-13948-1

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

*Für Nela,
seit vierzig Jahren meine Frau und meine Freundin,
die mich ermutigte,
dieses Buch zu schreiben,
und die so großartiges Verständnis zeigt
für die Abenteuer meiner frühen Jahre*



Ein Wort zuvor

Ich habe nie Tagebuch geführt, und selbst wenn ich es getan hätte, wären die Tagebücher mit all meiner sonstigen Habe im Verlaufe zweier Weltkriege verloren gegangen. Zum Glück besitze ich ein ungewöhnlich gutes Gedächtnis, das mir erlaubt, mein Leben beinahe Tag für Tag noch einmal zu durchleben.

Mit dieser Bemerkung möchte ich mich beim Leser dafür entschuldigen, daß ich ihm diese kunstlose Schilderung der Mühen und Irrtümer, der Abenteuer, aber auch der wundersamen Schönheit und Seligkeit meiner Jugendjahre vorsetze – so wie sie gewesen sind.

ARTHUR RUBINSTEIN

ERSTER TEIL

Kindheit in Polen

Kapitel 1

Mein Leben danke ich Tante Salomea; acht Jahre nach der Geburt ihres letzten Kindes, des sechsten, wollten meine Eltern auf keinen Fall noch eines, und hätte meine Tante Salomea Meyer sich nicht so leidenschaftlich für das Ungeborene ins Zeug gelegt, mein Eintritt in dieses Jammertal wäre wohl verhindert worden.

Ich bin in Polen geboren, diesem ewigen Schlachtfeld Europas, so oft gewaltsam geteilt und nie sich des Friedens erfreuend. Die Polen haben einfach Pech, weil ihre Vorfahren, die Sarmatier, als sie aus Asien kamen, um ein Plätzchen an der Sonne zu suchen, den Fehler machten, sich an einem ungeschützten Ort zwischen den beiden Friedensstörern Rußland und Deutschland anzusiedeln.

Polen ist flach, ein Land der Ebenen und der Wälder, durchflossen von wenigen Strömen, die Weichsel bildet seine Hauptader, im Süden wird es von einer schönen Gebirgskette begrenzt. Nirgends kann es mit Sensationen aufwarten. Seine Städte waren zu meiner Zeit altmodisch und bescheiden, denn alle hatten unter den Nachwirkungen von Kriegen und Aufständen zu leiden; die Dörfer waren primitiv, die Straßen schlecht, die Menschen arm.

Ich liebe mein Heimatland, aber nicht als Patriot, nicht als Chauvinist. Aus meinen Erinnerungen geht hervor, wie wenige Jahre meines Lebens ich in Polen zugebracht habe. Doch die Liebe zu Polen ist tief in mir verwurzelt, Politik hat nichts damit zu schaffen, auch nicht die Art, wie meine Landsleute mich behandelt haben; die Wurzeln müssen bis in mein Nervensystem reichen. Alles Polnische hat für mich einen unwiderstehlichen Zauber und weckt Heimweh. Suche ich in meinen Erinnerungen und in meinen Eindrücken nach der Quelle dieses Zaubers, so möchte ich sagen, sie entspringt dem Wahren,

Wirklichen, Authentischen. Authentisch sind beispielsweise die Jahreszeiten. Sie sind unverwechselbar, sie sind, was eine Symphonie sein soll: vier vollkommene Sätze in enger Harmonie verbunden. Nichts an ihnen ist unklar. Während ihrer kurzen Dauer entwickelt jede Jahreszeit die ihr eigene Schönheit zum reinsten Ausdruck und ruft so im Menschen die tiefsten Gefühle wach. Der polnische Nobelpreisträger Wladyslaw Reymont schildert in seinem Roman »Chłopi« – »Bauern« – sehr anschaulich, wie das Leben der Bauern, ihre Leidenschaften und Hoffnungen, ihre Freude und ihr Kummer von den Jahreszeiten bestimmt werden. Ich habe eine Vorliebe für den polnischen Herbst mit seinem sanften, melancholischen Licht, wenn die Landschaft in allen nur erdenklichen Abtönungen von Gold, Braun und Gelb den natürlichen Hintergrund zu Chopins schönsten Nocturnes abgibt.

Und die Wälder, die eigens gemacht scheinen, als Kulisse für Märchen zu dienen! Die Felder, auf denen goldener Weizen sanft im Winde wogt! Nie habe ich sie betrachten können, ohne daß es mir den Hals zuschnürte. Blumen und Früchte? In anderen Ländern sind sie vielleicht üppiger, verfeinerter, sie werden dort mit mehr Sorgfalt kultiviert, doch bei uns stammen ihr Duft, ihr Aroma, ihre Süße unmittelbar von der Natur, alles wächst zum eigenen Vergnügen. Sogar die Menschen wirken authentisch: Der Adlige, der Bauer, der Jude, der Priester, die Dame, die Hure, der Arbeiter, der Student, einer wie der andere zeigen sich als was sie sind, unverwechselbar. Und auf dem Lande gibt es heute noch die traditionellen bunten Bauerntrachten.

Als ich geboren wurde, umfaßte meine Heimat nur ein Drittel des in Wahrheit polnischen Landes. Von drei schlaun Herrschern – von Friedrich II. von Preußen, »dem Großen«, der berüchtigten Zarin Katharina II., bedeutungsvoll ebenfalls »die Große« genannt, und Kaiserin Maria Theresia von Österreich – war Polen in einem verwerflichen Abkommen in drei Teile geteilt worden: Der Nordosten mit der Hauptstadt Warschau wurde zum sogenannten Königreich Polen, wobei der Zar sich den Titel eines Königs von Polen beilegte. Der Nordwesten mit Posen als Hauptstadt ging an Preußen, und aus dem Süden machten die Österreicher ihre Provinz Galizien mit der alten polnischen Hauptstadt Krakau; die Provinzialverwaltung saß in Lemberg. Meine Eltern lebten nahe von Warschau in Lodz, unter

russischer Herrschaft. Das war die jüngste, aber bereits zweitgrößte Stadt Polens. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts kamen auf Einladung von Zar Nikolaus I., der hier Woll- und Baumwollspinnereien ansiedeln wollte, schlesische Weber in dieses winzige Nest, dessen Name Lodz soviel wie ›Kahn‹ bedeutet – eine unpassende Bezeichnung, denn weit und breit war kein Fluß zu sehen. In die damals noch kleine Stadt strömten also Hunderte von Handwerkern, eröffneten ihre Werkstätten und riefen schon bald eine blühende Industrie ins Leben. Angezogen von diesem vielversprechenden neuen Wohlstand kamen Juden aus dem ganzen Land in die junge Stadt. Bald schon hatten sie ihren deutschen Lehrmeistern alle Fertigkeiten abgeschaut und ahmten sie nach. Diese beiden Gruppen wetteiferten erbittert miteinander, Fabriken schossen aus dem Boden wie Pilze, im Handumdrehen entstanden Wohnhäuser, Hotels, Theater, Kirchen und Synagogen. Mit ganz Rußland und einem guten Teil Asiens als Markt, entwickelte sich Lodz zum bedeutendsten Industriezentrum des Zarenreiches nach Moskau.

Die einheimischen Polen nahmen die sich hier bietenden Gelegenheiten kaum wahr. Das Geschäftsleben lockte sie wenig; sie beschäftigten sich lieber mit Landwirtschaft, Naturwissenschaften und Kunst. Doch in die Fabriken strömten Tausende von Bauern zur Arbeit, und so kam das Paradox zustande, daß Lodz im Herzen Polens wie eine fremde Stadt wirkte.

Mein Großvater Heyman gehörte zu den ersten, die ihr Glück in der neuen Stadt versuchten; es gelang ihm, und er zog acht Töchter auf und zwei Söhne – meine Mutter war die älteste. Mein Vater stammte aus Pultusk, einer Stadt im Norden. Bald nachdem er eine Handweberei eröffnet hatte, heiratete er meine Mutter. In rascher Folge wurden ihm sechs Kinder geboren, drei Töchter und drei Söhne, und dann, nach einer Pause von acht Jahren, zog ich, am 28. Januar 1887, die Glocke am Tor zum Leben, ein arg verspäteter und recht unwillkommener Gast. Es wurde meiner Mutter sehr schwer, mich in diese Welt zu befördern, so erzählte man mir, doch nichts konnte mich daran hindern, einen brillanten ersten Auftritt zu geben. Aus irgendwelchen sentimentalen Erwägungen wollte man mich Leo nennen, doch mein damals acht Jahre alter Bruder Ignacy lehnte das entschieden ab. »Artur soll er heißen«, bestimmte er, »wie Artur Goldsobel (ein Nachbarssohn), der spielt so schön Geige, viel-

leicht wird er dann auch ein großer Musiker!« Also nannte man mich Artur – Arthur ist die englische Schreibweise.

Wir bewohnten eine geräumige, helle Wohnung in der Piotrkowska ulica, der Hauptstraße, und ich wurde Thekla anvertraut, einer Amme, die mich hingebend liebte, später jedoch bei Diebereien erwischt und ins Gefängnis gesetzt wurde. Lange Zeit fürchtete ich, mit ihrer Milch auch diese kriminelle Neigung in mich gesogen zu haben, doch erwies sich das als Irrtum: ich habe nie gestohlen – jedenfalls bislang nicht!

Mein erster musikalischer Eindruck war das Klagegeheul mehrerer hundert Fabriksirenen, welche die Arbeiter zu nachtschlafender Zeit aus den Betten trieben. Aus dem Fenster sah ich morgens um sechs massenweise Männer und Frauen zur Arbeit ziehen. Mittags schickte das gleiche Geheul sie in die Essenspause, um eins rief es sie wieder an die Arbeit und um fünf, wenn ich mich recht erinnere, entließ es sie zum Feierabend. Ein vergnüglicheres Musikprogramm boten Zigeuner, die mit ihren buntgekleideten Äffchen im Hofe sangen und tanzten, wozu ein sogenannter Orchestermann gleichzeitig mehrere ausgefallene Instrumente spielte. Sodann hörte ich die Rufe der jüdischen Kleiderhändler und der russischen Eisverkäufer, polnische Bäuerinnen priesen Eier, Gemüse und Obst an. Alle diese Geräusche fand ich herrlich; zwar weigerte ich mich rundheraus, auch nur ein einziges Wort zu sprechen, doch war ich gerne bereit, jedes Geräusch singend nachzuahmen, was meine Angehörigen als höchst sensationell empfanden. Daraus entwickelte sich eine Art Sport, jedermann versuchte, mir Volkslieder beizubringen. Immerhin lernte ich so, die Menschen nach ihrer Melodie zu unterscheiden.

»Wer hat dir diesen Kuchen mitgebracht?«, fragte meine Mutter etwa, und ich erwiderte singend: »Ah, ah, ah, ah.« »So, die Tante Lucia also«, sagte darauf meine Mutter befriedigt. Es gab ein Gebäck, mazurki genannt, und wenn ich mir das wünschte, summete ich eine bekannte Mazurka. So spielte ich denn zwei Jahre lang den Papegei, bis ein bedeutsames Ereignis mein Leben ganz und gar änderte. Meine Eltern kauften ein Klavier, und meine Schwestern Hela und Jadwiga nahmen Unterricht. Das Erscheinen dieses göttlichen Instrumentes überwältigte mich. Das Wohnzimmer war hinfort mein Paradies, und ich war nur schwer von dort zu entfernen.

Da ich mich nur mit Brüllen und Weinen sträuben konnte, tat ich

beides ausgiebig. Meine älteste Schwester hatte sich damals verlobt, und das Klavierspiel sollte ihrer Bildung den letzten Schliff verleihen; allerdings nahm sie die Stunden nicht recht ernst. Aber ich! Jedes Wort, jede Bemerkung der dicklichen Mme. Kijanska, Jadwiga Lehrerin, fand in mir den aufmerksamsten Zuhörer, und oh! welche Lust, wenn sie Jadwiga für eine falsch gespielte Note einen Klaps versetzte! Manchmal spielte sie auch selber, und wenn dann sie einen Fehler machte, versetzte ich ihr einen Klaps. Halb im Spaß und halb im Ernst lernte ich die Bezeichnung der Klaviertasten und konnte schon bald mit dem Rücken zum Klavier angeben, aus welchen Noten sich ein beliebiger Akkord zusammensetzte, und sei er noch so dissonant. Danach war es ein Kinderspiel, die Tücken der Tastatur zu meistern, und bald schon war ich imstande, erst mit einer Hand, dann mit beiden jede Melodie wiederzugeben, die mir zu Ohren kam. Manchmal übernahm ich bei Stücken zu vier Händen den Part meiner Schwester und hielt auch mit Stolz im richtigen Moment inne, um die Seite zu wenden, womit ich glauben machen wollte, ich spielte nach den Noten.

Das alles machte selbstverständlich großen Eindruck auf die Familie. Ich muß hier eingestehen, daß keiner in unserer Familie, eingeschlossen die Großeltern und sämtliche Onkel und Tanten, auch nur die geringste musikalische Begabung hatte. Daß ich ihnen unübersehbare Beweise eines Talentes lieferte, stimmte sie anfangs vergnügt; später verwirrte es sie. Mein Vater hatte eine recht snobistische Vorliebe für die Geige; er fand sie menschlicher als das Klavier, auch distinguiierter. Dabei spielte wohl der Erfolg eine Rolle, den das eine und das andere Wunderkind sich erfiedelt hatte. Er schenkte mir daher eine Geige, die ich prompt in Stücke haute, wofür er mich durchbleute. Ein weiterer Versuch, mir die Überlegenheit des edlen Saiteninstrumentes vor Augen zu führen, scheiterte ebenfalls. Mich verlangte nach Polyphonie, nach Harmonien, nicht nach dem dünnen Ton der Violine, die so oft verstimmt ist und stets eines Begleiters bedarf.

Es ist erstaunlich, wie klar ich diese Zeit noch vor mir sehe. Ich könnte einen Plan unserer Wohnung zeichnen; ich erinnere mich genau, mit welchem Getöse meine stets verspäteten Geschwister sich auf den Weg in die Schule machten, nachdem Mutter und das Hausmädchen Berge von Pausenbrotten geschmiert hatten. Sie brüllten